Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 111 (1985)

Heft: 6

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Geschmacks-sachen

Es war einmal eine junge Frau, die hiess Isabelle. Sie hatte schon mehr als zwanzig Jahre gelebt, aber noch nicht viel über die Menschen gelernt. Als sie ihr näher bekannt wurden, staunte sie zuerst, wunderte sich dann und fürchtete sich schliesslich. Das kam so:

Isabelles Grossmutter Berta hatte einen stolzen Haushalt geführt und nebenbei noch Zeit gefunden, für andere Leute tätig zu sein: Berta kochte Konfitüren und Gelees nach ureigenen Rezepten, füllte die Köstlichkeiten

Von Ilse Frank

in handliche Gläser, versah diese mit sauberen Etiketten, auf denen «Himbeeren, Erdbeeren, Stachelbeeren, Äpfel, Brombeeren, Quitten, Zwetschgen, Mirabellen» stand, richtete im Holzschopf neben der Villa eine Verkaufsstelle ein, bot die Leckereien feil und gewann mit der Zeit Kundschaft aus allen Landesgegenden.

Die Qualität von Bertas Produkten sprach sich schnell herum. Wer nicht selbst brauen konnte oder wollte, kam, um zu ergattern, was die Fleissige offerierte. Berta wurde nicht nur als Herstellerin leckerer Brotaufstriche zum Begriff, sondern – und dies eigentlich in erster Linie – zur Institution. Man pilgerte zu ihr, wenn Freuden oder Leiden mitzuteilen waren, wenn Krankheiten drohten oder Seuchen wüteten. Berta hörte sich alle Reden an, gab überlegte Ratschläge, brachte zugleich eine Portion Marmelade an den Mann oder die Frau, empfing dafür Geld und gute Worte. Jeder Käufer, jeder Hilfeflehende war Berta dankbar, denn sie gab, was sie zu geben hatte. Der Lohn, den sie forderte, war gering. Ihr ging es um den Sinn des emsigen Treibens, nicht um die Rendite.

Isabelle hatte die Grossmutter ob ihres speziellen Einsatzes immer bewundert. Als die alte Frau schwächer wurde, reifte im Mädchen der Plan, den Handel zu übernehmen. Noch zögerte die Enkelin, weil sie ihrer Ahne nicht ins Handwerk pfuschen wollte. Doch Bertas Tod schuf eine neue Situation, verleitete Isabelle zum Schwur, den Gedanken ihrer Grossmutter weiterzuspinnen, das Werk fortzusetzen – wenn auch auf eigene Art.

Isabelle krempelte frohgemut die Ärmel hoch. Sie wusste nichts anderes, als dass das Geschäft blühte, die Abnehmer Schlange standen, die Zahl der Freunde stetig wuchs. Dies sollte nach dem Willen der jungen Frau so bleiben.

Doch, wie erwähnt, Isabelle hatte wenig Ahnung. Zu wenig von der menschlichen Seele. Deshalb beging die Anfängerin Fehler um Fehler.

Die junge Frau berücksichtigte neue ernährungstechnische Grundsätze, gab Früchten und Beeren weniger Zucker bei, als dies ihre Grossmutter getan hatte. Ausserdem führte sie weniger bekannte Aromen ein, lancierte beinahe schon exotische Gläserinhalte: Nach der Sortimentserweiterung durch Pfirsich- und Aprikosenkonfitüre wagte sich Isabelle an «Kompositionen» mit Passionsfrüchten, Kiwis und frischen Feigen. Viele alte Abnehmer wollten die Schöpfungen gar nicht versuchen, andere überwanden ihre Skepsis, taten einen tapferen Kauf, probierten – und reklamierten. Das neumodische Geschlabber sei ungeniessbar, klönten sie, das bringe niemandem wahre Gaumenfreuden. Mit dieser Kost tue man sich selbst etwas zuleide, und Gästen anbieten dürfe man sie nicht, ausser man beabsichtige, unliebsame Gesellen für immer zu vertreiben.

Dies alles murmelten die Leute nicht etwa vor sich hin, nein, sie sagten es Isabelle offen oder gaben es ihr gar schriftlich. Immer neue Zettel hingen an der Tür des Holzschopfes, und was ursprünglich nach individuellen Unmutsbezeugungen ausgesehen hatte, ähnelte einer Verschwörung immer mehr.

Anstatt in sich zu gehen, den Pfad des Experimentierens zu verlassen und auf Grossmutters Spuren zu wandeln, blieb Isabelle, zagend zwar, aber immerhin, ihrer Linie treu. Sie wollte zu sich selbst stehen – und stand offensichtlich nur den anderen vor dem Glück. Überall war sie plötzlich als stur verschrieen. Die Erbosten, die sie angriffen, fühlten sich nicht ernst genommen, weil Isabelle scheinbar nichts zu erschüttern vermochte.

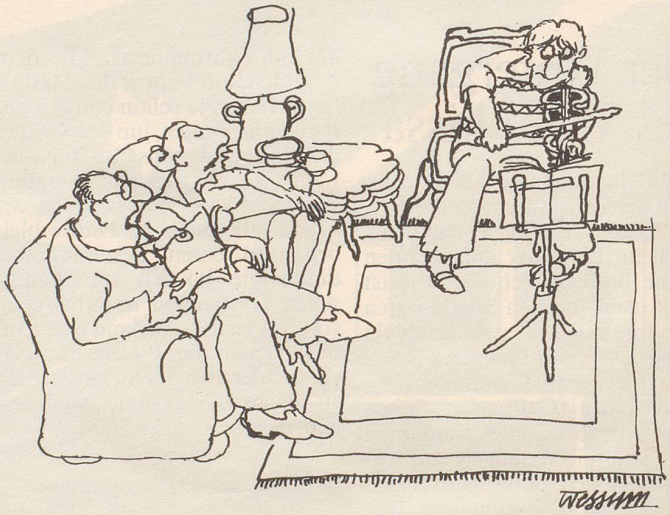
In Wahrheit litt die junge Frau, grämte sich tage- und nächtelang, versuchte, sich dem Kundengeschmack anzupassen, traf ihn nicht, musste Vorwürfe einstekken, Beschuldigungen schlucken. Einfach die Aufzeichnungen ihrer Grossmutter zu benützen, verbot sich Isabelle. Ihr erschien es ebenso anachronistisch wie unstatthaft, sich des geistigen Eigentums einer verblichenen Verehrten zu bedienen.

Mit den eigenen Ideen setzte sich Isabelle nicht durch. Sie verlor die Freude, den Mut. An einem frostigen Wintermorgen holte Isabelle Hammer und Nägel, schritt damit zum Schopf, schlug die Metallstifte unter dem Vorhängeschloss ins Holz und entfernte sie nie wieder.

«Die beleidigte Leberwurst!» raunte das allein gelassene Volk. «Typisch für eine Versagerin, zu allem Elend noch stolz zu sein ...»

Isabelle vernahm das Geraune nicht, bekam keine Schmähbriefe zu Gesicht. Sie hatte sich im ererbten, warmen Haus verschanzt, hielt die Augen geschlossen und lauschte, um das mühevolle Erdenwallen zu vergessen, himmlischer Musik.

In Dezennien des Einsiedlerlebens träumte Isabelle nur sporadisch, dann jedoch ausnahmslos von – Bienenhonig.



«Natürlich ist es wunderbar, dass er sein kreatives Talent entwickelt, anstatt auf der Strasse herumzulungern. Aber warum will er eigentlich nicht Schriftsteller werden?»

Ordnung muss sein

Zürichs Witwen haben's gut. Sie müssen sich nicht um das Grab ihres Liebsten kümmern. Das tut ausschliesslich der Friedhofgärtner. Schön und saisongemäss werden die Gräber geschmückt, abwechslungsweise mit Friedhofbegonien, «Dänkeli» und Tannästen. Natürlich nicht gratis, aber Ordnung muss sein in Zürich, auch auf den Friedhöfen! Wo kämen wir hin, wenn jeder das Grab seiner Lieben selbst bepflanzen, es vielleicht aber vernachlässigen würde? Einheit und Ordnung muss sein auf Zürichs Gräbern!

Dabei sollte es nicht bleiben. Ich rege mich schon lange auf über Zürichs Vorgärten. Sie verschwinden zwar langsam, aber die restlichen sind so unterschiedlich bepflanzt und gepflegt. Auch die Rasen in Zürichs Gärten lassen zum Teil einiges zu wünschen übrig (Einfluss der «Grünen»?). Wäre es nicht an der Zeit, dass man da Ordnung schaffen würde? Schliesslich haben wir auch Stadtgärtner, nicht nur Friedhofgärtner. Einheitlich bepflanzte Vorgärten, keine ungepflegten Rasen mit Feldblumen und Unkraut mehr, das wäre dieser Grossstadt gemäss.

Auch vor den Fenstern herrscht Anarchismus. Da sollte ebenfalls eingegriffen werden: Keine roten Geranien mehr in den Blumenkistchen! Nicht nur aus politischen Gründen: Geranien passen einfach nicht zu Zürich, die gehören in die Bundesstadt, nach Bern. Für Zürich möchte ich weisse und blaue

Glockenblumen vorschlagen, die einzige zu einer Zwinglistadt passende Pflanze.

Auch die Blumenkistchen in Privathäusern müssten durch die Stadtgärtner gepflegt werden; das kann man nicht den Hausfrauen überlassen. Zur Pflege scheinen mir die frühen Morgenstunden geeignet: Da sind die Hausfrauen am ehesten anzutreffen, um die von der Stadt angestellten Blumenkistchenpfleger zu empfangen. Charakterlich müssten diese einen einwandfreien Leumund haben – natürlich, in der sittenstrengen Stadt Zürich. *Hedy Gerber-Schwarz*

Stufen zum Erfolg

Bekanntlich ist noch kein Meister vom Himmel gefallen. Also wird es auch mir nicht erspart bleiben, den journalistischen Zenit stufenweise zu erklimmen.

Mein allererster Auftrag nahm sich recht bescheiden aus: Eine regionale Pfadfinderabteilung veranstaltete einen Informationsnachmittag, und ich als Pressevertreterin durfte diesen Anlass in Wort und Bild festhalten. Natürlich versuchte ich krampfhaft, mir bei meinem ersten öffentlichen Auftritt als Reporterin den nötigen professionellen Anstrich zu geben. Beim Schreiben im stillen Kämmerlein fiel die Maske dann rasch ab. Stundenlang brütete ich über dem Artikel, rang verzweifelt um die treffendste Formulierung. Wohlverstanden, für eine Zeitungsnotiz, die irgendwo im hintersten Teil in einer unscheinbaren Spalte plaziert und abgedruckt wurde.

Ebensoviel Aufsehen erregte wohl mein Bericht über die Vernissage einer Scherenschnittausstellung. In einem Anflug von Grössenwahn erwartete ich die schwungvolle Rede eines Politikers, der vor zahlreich erschienenem Publikum das Werk der Künstlerin mit markanten Worten charakterisieren würde. Statt dessen stiess ich auf ein völlig verschlafenes Museum, das seine Tore einmal pro Monat für vier Stunden öffnet. An den leicht gelblichen Wänden hingen verloren ein paar gerahmte Scherenschnitte. Die wenigen Besucher entpuppten sich als Verwandte und Bekannte der Künstlerin. Ich mühte mich redlich, in meinem Artikel die traurige Wahrheit ein wenig zu verschleiern. Schliesslich gibt es genug Floskeln, die auf verschiedene Art ausgelegt werden können.

Neuerdings bin ich auch an gutbürgerlichen oder sogar sportlichen Veranstaltungen anzutreffen. Beim Männerchor lasse ich mich von folkloristischen Klängen berieseln, mit dem Fussballklub fachsimple ich über Dribblings und Fouls, und beim Turnverein höre ich mir derbe Witze an.

Dennoch: Ich liebe meine Tätigkeit – auch wenn ich manchmal leicht süffisant die Nase darüber rümpfe. Nicht zuletzt, weil ich als Schreiberling überall mit Begeisterung empfangen und überall verwöhnt werde. Diese «kleineren» Leute bezeugen eben unserem edlen Metier noch die gebührende Ehrfurcht! Sollte ich je ins Profilager überwechseln, werden mich Politiker und sonstige Prominente kaum mit Samthandschuhen anfassen. Im Gegenteil: Ich werde nur als notwendiges Übel geduldet sein. Vielleicht wäre es unter diesen Umständen besser, nach dem Motto «Schuster, bleib bei deinem Leisten» zu leben ...» *Katrin Lüdy*

Bruch

Psychologie im Alltag: Habe ich so dumm zu sein, wie andere mich einschätzen? Bin ich so blöd – oder einfach feige und humorlos? Konkret:

Meiner älteren, rucksackerprobten, bequemen Sonnenbrille fehlt ein Schräubchen. Also gehe ich in «meinen» Optikerladen und bitte einen jungen Verkäufer um Ersatz. Er wird mir – während ich einige Minuten warte – aus den hinteren Gemächern zuteil. Zuvorkommenheit, Freundlichkeit. Ich nehme dankbar mein altes Stück und lege es in die Handtasche. Zufrieden erledige ich den nächsten Einkauf, öffne die Tasche – da liegt mein Brillengestell in diversen Teilen! Kaum zu glauben! Bin ich auf die Tasche gestanden? Wurde ich eingeklemmt? Nichts von alledem, aber die herausgenommene Brille zerbricht in meinen Händen. Jetzt kommt mir ein böser Verdacht. Ich versuche, ein Stück des Brillenrahmens abzubrechen: Es ist unmöglich; das Plastik lässt sich schmiegsam biegen!

Wollte der nette Optiker klarstellen, dass eine so alte und ursprünglich womöglich nicht teure Brille eines neuen Schräubchens unwürdig sei? – Ein Witz?

Mich ärgert die Sache. Ich bringe den Mut und die Zeit nicht auf, mit meiner nun sechsteiligen Brille im noblen Geschäft aufzukreuzen und den Vorfall möglichst fröhlich zu schildern; mein jetziger Ärger würde lächerlich wirken. Also bin ich zu Hause, im nachhinein, erst richtig wütend.

Was mache ich später, bei der fälligen Linsenkontrolle? Es wäre ja möglich, dass der witzige Brillenknacker unterdessen in der Linsenabteilung mitarbeitet. Die Folgen sind nicht auszudenken; mir tränen bereits die Äuglein.

Lilo Schmidt

ECHO AUS DEM LESERKREIS

Um Aufklärung bittet ...
(Nebelspalter Nr. 51/52)

Obwohl die Feiertage schon einige Zeit zurückliegen, muss ich auf den Keramikkopf von Tessa Daenzer zurückkommen. Natürlich hat Frau Daenzer keinen Keramikkopf, denn der wäre ja hohl, und Humor hätte schon gar keinen Platz darin. Frau Daenzer aber hat Humor.

Da unsere kleine Stadt stellenweise einseitig weihnachtsbeleuchtet ist, muss ich jedes Jahr einmal mit meiner Freundin die wunderschöne Weihnachtsbeleuchtung in Zürich ansehen. Wir bummelten auch 1984 durch die festlichen Strassen, bis wir uns, ziemlich fröstelnd, im nächsten Warenhaus etwas zu erwärmen suchten. Wir schlängelten uns durch die Menge, aber plötzlich ging's nicht mehr weiter. Ein Menschenstau hielt uns auf, und natürlich wollten auch wir wissen, was es da Besonderes gab. Wir mussten zweimal hinschauen und konnten nur mühsam einen Lachkrampf unterdrücken: An einer lebensgrossen Büste war ein Unterkleid zu sehen mit langen Ärmeln, Strümpfen, kurzum, mit allem dran – und alles nur ein Stück. Das Gewebe war hauchdünn; wie sagt man dem wohl? Vielleicht Barocktüll oder so, mit eingewobenen Blümchen. Genau da kam mir der Keramikkopf in den Sinn, denn dieses Wunderkleid gab es auch nur in Schwarz und Rot.

Wir pirschten ein zweitesmal in die Nähe, um den Namen des sonderbaren Stücks zu erfahren. «Raschel-Body» war es gross und deutlich angeschrieben – und da bitte ich um Aufklärung! Wer hat ein solch duftiges Ding zu Weihnachten bekommen? Wo geht's hinein und wo hinaus? Wir durften nur ein Momentchen hinschauen, dann vertrieben böse Blicke der Verkäuferin uns zwei Alte. Dass es für unsere Bodies allerhand gibt – zum Einreiben, zum Fit- und Warmhalten –, verstehen wir, aber rascheln tat bei uns nur das Zwerchfell ... Wer also kann uns zwei Provinzlerinnen aufklären?

Dankbar dafür wäre *B. Sch.*

Entscheid überdenken!
(Nebelspalter Nr. 51/52)

Liebe Frau Heidi

Mit Interesse habe ich Ihre Ansicht über den Hebammann (Ausdruck aus dem Nebi) gelesen.

Ihre Gefühle verstehe ich, und ich achte sie – indessen ist mir beim Lesen Ihrer Zeilen eine Erinnerung zurückgekommen, die ich erzählen möchte, denn es gibt wirklich einen Hebammann.

Vor Jahren predigte in unserer Kirche an einem Sonntag ein Schweizer Pater, der als Agronom und Missionspriester in Madagaskar war – oder noch ist.

Er berichtete unter anderem, dass er als geschulter Weisser von den Eingeborenen zu allem möglichen ausserhalb seines Berufes um Rat gefragt worden war. So sah er auch das Elend der schwarzen Mütter, die ihre Kleinen unter erbärmlichen Umständen gebären mussten. Gründe: fehlende Hygiene und das Fehlen eines Arztes, weil die Distanz zum nächsten Spital viel zu gross war, Kindersterblichkeit.

Da entschloss sich unser Pater, ein unverheirateter Mann, in der Schweiz einen Hebammenkurs zu besuchen und diesen geplagten Frauen zu helfen. Sicher war der Schock für die Sittenstrengen Schwarzen beträchtlich, dass ein Mann bei der Geburt half, aber wenn die Not gross ist, verschwinden Vorurteile. Item, der Zulauf zum ersten Hebammann war enorm. Er predigte bei uns viel länger, als es üblich ist, und man hätte eine Stecknadel auf den Boden fallen hören können, so still waren alle; das gespendete Opfer war gross wie selten.

Wenn ich die jungen Väter beobachte, wie liebevoll und gekonnt sie ihre Kleinen betreuen, weiss ich, dass ich mich keineswegs darüber aufhalten würde, wenn ich solch väterlich guten Händen anvertraut würde.

Aus diesem Grund hoffe ich, die Hebammenschule überdenke den ersten Entscheid, einem Mann den Zugang zum Hebammenberuf zu verwehren.

Mit freundlichem Gruss

Elisabeth Ruesch